

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Lucian Reich, der badische Maler und Schriftsteller. Von A. Stocker

[urn:nbn:de:bsz:31-338826](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338826)

# Das Grab in Flandern.

Von Stefany Volk.

Mein Liebster träumt in Flandern,  
— Mein Liebster ist nicht tot;  
— Heut' will ich zu ihm wandern  
Im frühen Morgenrot.

Will bei ihm niederknien  
Im harten, fremden Land:  
„Auf, Liebster, laß uns ziehen  
Ins teu're Heimatland!“

Wohl sind die deutschen Gauen  
Von Haß und Streit durchgellt;  
Wir aber wollen bauen  
Ein Hüttlein — fern der Welt.“

— Da geht ein wehes Stöhnen  
Durch winterklare Luft:  
„Laß mich bei Deutschlands Söhnen  
In kühler Heldengruft!“

Hier hab ich bei den Müden  
Ein Plätzlein mir erwählt,  
Bis einst vom Heimatfrieden  
Uns Bruder Wind erzählt.“

— Mein Liebster schläft in Flandern,  
— Mein Liebster ist nicht tot.  
— Er träumt mit vielen andern  
Von Deutschlands Morgenrot. —

## Lucian Reich, der badische Maler und Schriftsteller.

Von A. Stöcker.

Am 26. Februar 1814 wurde der Lehrersfamilie im Schulhause zu Hüfingen bei Donaueschingen ein zweiter Sohn geboren, der denselben Namen erhielt, den sein Vater trug, Lucian Reich. Der junge Erdenbürger trat mit seiner Geburt in ein wohlgeordnetes, glückliches Familienleben ein. Er fand hier einen um zwei Jahre älteren Bruder Kaver vor, mit dem er dann zeitlebens in treuer Liebe verbunden blieb; zwei Jahre nachher erhielten die beiden Brüder eine kleine Schwester, Lisette, die sich später mit ihrem gemeinsamen Jugendfreund, dem Lithographen J. N. Seinemann, verheiratete. Von beiden Elternteilen erbten die Kinder reiche geistige und künstlerische Anlagen. Die Mutter Josepha stammte aus der besonders musikalisch reich veranlagten Familie des Buchhausverwalters Schelble in Hüfingen. Ein Sohn dieses Hauses war der berühmte Musikdirektor J. N. Schelble, der Wiedererwecker und Förderer älterer, klassischer Musik in Frank-

furt a. M. und Gründer des berühmten Cäcilienvereins daselbst.

Der Vater Lucian stammte aus den kleinbürgerlichen Verhältnissen des nahen Dürnheim, damals ein unbedeutendes Dorf an der stillen Musel, heute ein weltberühmter Kurort. Seine Mutter Anastasia, geb. Buch, nahm im Dorfe eine angesehenere Stellung ein. Sie war Hebamme und Wundärztin mit der Befugnis, zu Ader zu lassen, zu schröpfen und eine kleine Apotheke zu halten. Besonders geschätzt war sie als geschickte Näherin und Stickerin von Trachtenkleidern und Kirchenparamenten.

Matthias, der Vater Lucians, trieb ein kleines Gütchen um. Da er ein ausgesprochenes kunstgewerbliches Talent besaß, beschäftigte er sich daneben noch mit verschiedenen Liebhabereien und Basteleien. So fertigte er namentlich im Winter landwirtschaftliche Geräte, schreinerte allerlei Möbel, drechselte „Kunkeln, Spinnräder und Häpkel“ und bemalte das Holzwerk im Geschnack seiner Zeit mit allerlei farbigen Verzierungen.

Der kleine Lucian zeigte schon sehr früh künstlerische Anlagen als Erbteil seiner Eltern, und so ist es begreiflich, daß er für die

Feldgeschäfte, bei denen auch die drei Kinder schon früh tüchtig mithelfen mußten, keine Lust und keine Neigung hatte. Dagegen besuchte er gerne den Bruder seiner Mutter, den Oheim Josef Buch, der Konventsdieners und Paramentenschneider im Benediktinerkloster zu Billingen war. Dieser machte ihn mit der umfangreichen Bibliothek und der reichen Kunstsammlung des Klosters bekannt. Auf diese Weise weckte er früh dessen geistige Interessen und pflegte und entwickelte seinen künstlerischen Geschmack. Auch zu seiner praktischen Weiterbildung verschaffte er ihm Gelegenheit, so namentlich im Zeichnen und Malen, und zur Erweiterung seiner dürftigen Schulkenntnisse erwirkte er ihm die Erlaubnis, gelegentlich am Unterricht der Klosterkinder teilzunehmen.

Das Bestreben des jungen Lucian Reich, später einmal ein richtiger Maler zu werden, wurde jäh unterbrochen, als im Jahre 1803 das Benediktinerkloster aufgehoben wurde.

Damit verlor der strebsame Jüngling in Billingen jegliche Förderung und Stütze, und nach verschiedenen Versuchen, ein geeignetes Gewerbe zu erlernen und auszuüben, entschloß er sich, Lehrer zu werden. Es war dies ein Beruf, der einem geweckten jungen Manne bei dem um jene Zeit überall aufstrebenden Volksschulwesen Aussicht auf eine feste, befriedigende Lebensstellung bot. Die Berufsausbildung verlangte damals keine lange Zeit und keine großen Kosten. Nach kurzer „Lehre“ bei einem für derartige Aufgaben bestimmten Pfarrer fand er alsbald Verwendung in der Schule eines kleinen Schwarzwalddorfes. Da bewährte er sich so sehr, daß er bald darauf als „gesetzter Lehrer und Schulleiter“ an die Volksschule des fürstbergischen Städtchens Hüfingen berufen wurde.

Hier erwarb sich der jugendliche Rektor nach kurzer Zeit den Ruf eines tüchtigen

Schulmannes, der namentlich im Geiste des damals überall zur Herrschaft gelangenden Schweizer Pädagogen Pestalozzi den Unterricht anschaulich zu gestalten mußte. Ueber seine vorgeschriebene Berufsarbeit hinaus war er aber noch weiterhin unermüdlich tätig. So richtete er unentgeltlich für freiwillige Teilnehmer eine Abendchule ein mit Unterricht im Zeichnen und in anderen nützlichen Fächern und für sich selber eine Werkstatt, wo er in der schulfreien Zeit allerlei Bildhauerarbeiten, vornehmlich Grabmonumente, schuf.

Daneben bildete er sich selbständig als Maler aus. Zwei Oelgemälde in der Städtischen Sammlung in Billingen, die seine Eltern darstellen, geben einen überraschenden Beweis von seiner Kunst.

Vom Vater erbt er namentlich der älteste Sohn Kaver das Vermögen einer plastischen Gestaltung dessen, was ihn geistig bewegte. Darum wurde er Bildhauer. Schon in jungen Jahren machte er sich einen Namen durch die Schöpfung einer allegorischen Gruppe der Quellflüsse der Donau im Schloßgarten zu Donaueschingen, ferner durch die Herstellung der

wohl gelungenen Standbilder der zwei berühmten Bischöfe Gebhard und Konrad auf der Rheinbrücke in Konstanz, durch das Denkmal des Großherzogs Leopold in Baden-Baden und das Denkmal des Ministers Winter vor dem Ettlinger Thor in Karlsruhe.

Der jüngere Bruder Lucian zeigte vor allem zeichnerische Anlagen und die Neigung zur bildhaften Darstellung des sinnlich Geschautes und seelisch Erlebten. Darum wollte er von Jugend an Maler werden, trotzdem er von einer alten Tante sagen hörte, kein Maler werde alt „von wegen der giftigen Farben“. Die Anfangsgründe im Zeichnen erhielt er wie manch andere, später berühmt gewordene Hüfinger in der Zeichenschule seines Vaters. Zum Zwecke seiner künstlerischen Ausbildung folgte er im Jahre 1833



ach dir Gott e glücklich Jahr und freundig' Sonne!



seinem Bruder K a v e r in das Städel'sche Kunstinstitut nach Frankfurt a. M. Neben einer gründlichen sachtechnischen Ausbildung fanden beide Brüder dajelbst auch Gelegenheit zur Ergänzung ihrer lückenhaften Schulbildung und im Hause ihres Oheims Schelble eine familiäre Aufnahme und geselligen Verkehr mit geistig bedeutenden Menschen. Mit großer Befriedigung und herzlicher Dankbarkeit erinnert er sich noch in späteren Jahren des anregenden Aufenthaltes in diesem Hause mit der reichen Kunstsammlung, der Pflege klassischer Musik und den vielseitigen Anregungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, die bisher dem jungen „Sohn der wälderischen Hochebene“ fremd geblieben waren.

Im Jahre 1836 kehrt der junge Maler Lucian in sein Vaterhaus zurück, um sich hier selbständig und selbsttätig in seiner Kunst zu vervollkommen. Zielbewußt wandte er sich hier der bildlichen Darstellung von Stoffen aus dem heimatlichen Leben zu und zeichnete viel nach der Natur, deren poetische Schönheit er aus lebendigem Heimatfium heraus immer wieder neu entdeckte.

In seinen Lebenserinnerungen erzählt er darüber: „So trieb ich mich einen lieben, langen Sommer herum, zwecklos, wie es manchem, namentlich einem alten Holz knecht scheinen wollte. Als ich mich eines Tages mit Feldstuhl und Farbenkasten vor einer bau-fälligen Hütte aufgefianzt hatte, brummte er, nachdem er mir eine Zeitlang zugehört hatte, im Weitergehen: „Wenn Ihr en rechte

Maler wäret, tätet Ihr nur e ordentlichs Gebäu' abmole, e Schloß, e Kirch oder en große Baurehof, und so so lumpige Spelunke.“

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß dieses vernichtende Urteil ihm sehr zu Herzen ging; doch faßte er bald darauf den Entschluß, zur Fortsetzung seiner Studien eine Zeitlang an die Akademie nach München zu gehen, besonders, da um jene Zeit auch sein Bruder studienhalber dort weilte. Neben einer maltechnischen Förderung seiner Weiterbildung erhielt er hier im Kreise junger Künstler mancherlei Anregung und Gelegenheit zu näheren persönlichen Verbindungen. Am wertvollsten war für ihn die Bekanntschaft mit dem Maler M o r i t z v o n S c h w i n d. Dieser hatte den Auftrag erhalten, das Stiegenhaus des „A k a d e m i e b a u e s“ (Kunsthalle) in Karlsruhe mit Bildern zu schmücken. Als Gehilfen für diesen ehrenvollen Auftrag berief er neben anderen auch den jungen Schwarzwälder Maler nach Karlsruhe. Hier bildete sich um jene Zeit bald ein kleiner, aber rühriger und fröhlicher Kreis von bildenden Künstlern um Schwind, zu denen außer Lucian Reich auch ein Zeitlang sein Bruder Kaver und ihr Schwager Heinemann gehörten. In enger Verbindung damit entstand auch eine literarische Gruppe, in der besonders Namen wie Josef V a d e r, Guido S c h r e i b e r, Berthold A u e r b a c h hervortraten. Der Verkehr mit den geistig führenden Kreisen in Karlsruhe war von nachhaltigem Einfluß auf L. Reichs weitere künstlerische Entwicklung. Fruchtbar gestaltete sich namentlich das nahe Verhältnis



zu dem schwäbischen Dichter H. K u r z. Dieser ermunterte Reich, zu einem seiner kleinen Bilder aus dem kleinbürgerlichen Leben eine passende Erzählung zu schreiben; diese fand darauf in literarischen Kreisen großen Anklang.

Die gelungene Verbindung von Maler und Dichter wollte er daraufhin noch weiter durchführen und die Skizzen und Notizen, die er früher bei seinen Streifzügen durch die Saar und den Schwarzwald gesammelt hatte, vervollständigt durch schriftliche Beiträge von der Hand des Vaters, zu einem Gesamtbild vereinigen und mit Hilfe seines Schwagers, des Lithographen Heinemann, in Buchform herausgeben.

So erschien im Sommer 1852 die 1. Auflage des Werkes, das seinen Namen weithin bekannt und berühmt machte, unter dem Titel: „Hieronymus, Lebensbilder aus der Saar und aus dem Schwarzwald, entworfen und geschildert von Lucian Reich, auf Stein gezeichnet von J. M. Heinemann.“ Es ist dies ein Buch, das, vom Schein der Poesie verklärt, vornehmlich in dem Schicksal des Titelhelden das Leben widerpiegelt, wie es bei den Bürgern und Bauern der Saar und in den abgelegenen Höfen des Schwarzwaldes bald ruhig, bald bewegt von den Unruhen des Krieges am Ende des 18. und am Anfang des vorigen Jahrhunderts verlief.

Hieronymus ist der Sohn des Haus- oder Dienstmannes Matthias, der außer allerlei landwirtschaftlichen Leistungen die Mahlmühle des Laubhauser Hofbauern betreibt und dafür freie Wohnung und einiges Acker-

und Weideland zur Nutznießung erhält; daneben hat er noch die Möglichkeit, auf eigene Rechnung Arbeiten als Schreiner, Drechsler und Maler für den Nachbarn auszuführen. Der Knabe Hieronymus wächst hier in einfachen, ja ärmlichen, aber wohlgeordneten Verhältnissen auf. Sehr früh erkennen wir in ihm die Keime einer gesunden Lebenskraft, die sich unter widrigen Umständen auf dürrtigem Boden bald zu einem selbständigen Eigenleben entwickeln. Ueberall leitet ihn das gute Beispiel der Eltern und der gute Familiengeist in alter Zucht und Sitte. Unbekümmert um das, was Vater und Mutter an Sorgen des Alltags bedrückt, genießt er das Glück der Jugend, das ihm die ländliche Umgebung und der Umgang mit den gleichalterigen Kindern des Hofbauern gewährt. Bald erhält er aber einen Einblick in die gesellschaftliche Gliederung des Volkes, in den Unterschied von reich und arm; er lernt das häuerliche Erbrecht des jüngsten Sohnes mit seinen harten Folgen für die älteren Kinder kennen, die Gutsuntertänigkeit, aber auch ländliches Stilleben und herkömmliche Familienfeste nach altem Brauch.

Außer dem häuerlichen Leben stellt uns das Buch auch die wichtigsten Schwarzwälder Gewerbe vor Augen: die Köhlererei, das Strohflechten und die Kunst der Uhrenmacher mit ihrem einträglichen Absatz in fremde Länder. Der Dichter führt uns im Winter an den warmen Kachelöfen, der abends den Mittelpunkt bildet für häusliche Arbeit und gesellige Unterhaltung. Wir nehmen mit Hieronymus und seinen Altersgenossen beiderlei Geschlechts teil am Unterricht des Schneiders und Schulmeisters Pachreber im dürrtigen Schulhäuschen und besuchen ihn im Sommer bei der Viehweide auf den mit duftendem Gras und vielfarbigen Blumen bewachsenen Bergeshalden. Da er besondere Anlagen zum Zeichnen hat, will er Maler werden. Wir begleiten ihn zum Antritt seiner Lehre in das nahe Hüfingen, lernen dort das wohlgeordnete Kunstleben der Handwerker und das Kleinstadtleben biederer Bürger, J. J. Beamter und Soldaten kennen mit kirchlichen und weltlichen Festen.

Hieronymus gelang es, nach abgelegter Lehrzeit und nach der zunftmäßig vorgeschriebenen Wanderchaft in seiner Schwarzwaldheimat eine sichere Stellung als Uhrenschildmaler zu erwerben. Zu einer früheren Freundin aus seiner Hüfinger Zeit erneuerte er alte freundschaftliche Beziehungen, und zum verfühnenden Abschluß seiner bewegten Lehr- und Wanderjahre führte er diese als seine Frau ins eigene Heim zu einem bescheidenen „Glück im Winkel“.

Wenn wir das Buch „Hieronymus“ zur Hand nehmen, so fesselt uns zunächst der reiche Bilderreichtum. Hier zeichnet der Künst-



„Es ist ein Engel aus dem Paradies  
in Mutterarmen heißt die schöne Anne.“

ler landschaftlich getreu und mit viel liebevoller Hingabe seine Heimat.

So sehen wir auf einem Bilde die breite, brunnengeschmückte Hauptstraße seiner Vaterstadt und diese selbst in malerischer Umrahmung von einer Waldlücke aus gesehen, auf einem anderen die Dorfstraße mit der hochgelegenen Kirche in dem nahen Hausenvorwald. Behäbige Bauernhäuser mit weit herabreichenden Stroh- oder Schindeldächern, mit ihren offenen Lauben, dem laufenden Brunnen vor dem Hause und dem Milchhäuschen daneben lassen uns einen Blick werfen in das idyllische, heimelige dörfliche Leben seiner Heimat.

Daneben sehen wir aber auch reizende Kindergruppen, spielend in lustiger Winter- oder Frühlingszeit. Wir teilen ihre sichtliche Angst und Freude am Klausentag, an Fastnacht und besuchen den Sirtknaben Hieronymus, der oben am Waldbrand mit des Hofbauern Töchterlein rastet am rieselnden Duell und erfreuen uns an diesem reizenden Bildchen, einem Sirtendydl zweier jugendfroher Kinder, an dem auch Scheffel seine helle Freude hatte.

Wertvoll ist namentlich auch die Darstellung der damals noch allgemein üblichen Trachten von jung und alt. Die Buben tragen im Winter Pelz- oder Zipselmützen, die Mädchen die reizenden Baaremerkappen, lange Zöpfe und bunte, flatternde Bänder. Auch die feierliche Tracht der Alten lernen wir kennen. Wir treffen sie am Sonntag beim feierlichen Kirchgang, sehen eine junge Frau im Brautschmuck mit der „Schappel“ und die Gevattersleute bei einer Taufe in ihren prächtigen Feiertagsgewändern. Diese Bilder behalten namentlich für die Trachtenkunde einen bleibenden Wert.

So steckt außerordentlich viel Heimatkunst in dem prächtigen Buch; leider erlebte es nur eine 2. Auflage, eine 3., an die Reich noch in seinen letzten Lebensjahren dachte, kam nicht mehr zur Ausführung, da der Tod dem lebensmüden Künstler Feder und Zeichenstift aus der Hand nahm. Heute ist das Werk im Buchhandel längst vergriffen, und es ist nur zu wünschen, daß das Begehren der um eine gesunde Volksliteratur bemühten Kreise, es möge bald im passenden Kleide neu erscheinen, Erfüllung findet.

Von den weiteren künstlerischen Arbeiten L. Reichs sind zu nennen: Wanderblüten aus dem Gedenkbuch eines Malers. (1855.) Diese enthalten eine bunte Zusammenstellung von Aufzeichnungen aus Sage und Geschichte, von Selbstgesehenem und Selbsterlebtem „auf Pilgerfahrten durch den Breisgau und den Schwarzwald“ und zu dem „Gauensteinschen Waldvolk“. Im Jahre 1897 stellte er noch eine Nachlese an unter den früher entworfenen, in die „Wanderblüten“ nicht auf-



genommenen Erzählungen und ließ sie als „Novellen und Skizzen“ erscheinen.

Im Jahre 1856 verfaßte er im Auftrage des damaligen Prinzregenten Friedrich: „Geschichtliche und landschaftliche Schilderungen der Insel Mainau und der übrigen badischen Bodenseegestade“, und schmückte sie mit prächtigen, heute besonders geschichtlich wertvollen Landschaftsbildern; dafür wurde er mit der Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Auch als Jugendschriftsteller machte er sich schon früh durch die Abfassung einer kleinen Schrift bekannt, die den Titel führt: „Bruder Martin“. Der Grundton ist religiös, die Tendenz moralisierend, die Sprache kindlich. Dieses „Hausbüchlein für die Jugend“ erlebte noch eine 2., vermehrte und verbesserte Auflage namentlich auf Empfehlung von Alban Stolz.

Zahlreich sind außer diesen Hauptschriften auch seine verschiedenartigen geschichtlichen und sprachlichen Studien aus der Heimat. Viele Gelegenheitsgedichte und eine Anzahl von dramatischen Versuchen, die sich aber für größere Aufführungen nicht als bühnenwirksam erwiesen, zeigen seine vielseitigen geistigen Interessen. Sein ganzes ideales Streben und restloses Mühen war jedoch trotz der Anerkennung, die er von allen Seiten fand, nicht von geldlichem Erfolg begleitet. Um sich und seiner Familie ein gesichertes Einkommen zu verschaffen, entschloß er sich im Jahre 1855, eine Zeichenlehrerstelle am Gymnasium in Nastatt an-

zunehmen, die ihm zwar geringe Vereinnahmen, aber bei einer auf wenige Wochenstunden beschränkten Schultätigkeit die Möglichkeit bot, auf eigene Rechnung eine Anzahl von Gemälden der verschiedensten Art und Gattung herzustellen: Landschaftsbilder, Stillleben, Genrebilder und namentlich auch größere religiöse Bilder, so für die Kirche seiner Vaterstadt Hüfingen, in Bräunlingen und Geislingen, ein Marienbild für die Bernhardskirche in Raftatt und vier Wand- und zwei Seitenaltarbilder für die Pfarrkirche in Kfzheim. Eine große Zahl von religiösen Bildern befindet sich noch in den Händen von Verwandten und Verehrern seiner Kunst.

Allmählich war L. Reich 73 Jahre alt geworden, und er sehnte sich nach verdienter Ruhe und dem stillen Frieden seiner Heimat. Im Frühjahr 1890 siedelte er von Raftatt nach Hüfingen über. Bei seinem Scheiden aus dem Lehrkörper des Gymnasiums widmete ihm

der Direktor Oster ehrende Worte des Abschieds: „Durch seinen einfachen, biederen, allem leeren Schein abholden Charakter und seine gewissenhafte Berufstreue erwarb er sich die aufrichtige Hochachtung seiner Vorgesetzten, Amtsaesenen und Schüler. Sein künstlerisches Wirken sichert ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Reihe unserer vaterländischen Meister. Als feinsinniger Landschaftsmaler wußte er einerseits mit hervorragendem Verständnis die Schönheit unserer Schwarzwaldnatur zum Ausdruck zu bringen, wie auf der anderen Seite eine Reihe innig empfundener

Altarblätter in verschiedenen Kirchen des Landes Herz und Gemüt des Beters zur Andacht stimmen.“

Auch andere badische Dichter, mit denen er dauernd einen angenehmen persönlichen Verkehr unterhielt, wie Scheffel, Alban Stolz und Hans Jakob, schätzten ihn hoch. Besonders erfreute ihn ein Besuch des

letzteren in seinem Altersheim zu Hüfingen, und mit herzlichen, ehrenden Worten gedenkt dieser in seinen Reiseerinnerungen: Verlassene Wege S. 76 „seines ehemaligen Zeichenlehrers, wie er von Schüler zu Schüler ging und jedem mit Rat und Tat beistand“.

Die letzten 10 Jahre, die ihm nach seinem Austritt aus dem Schuldienst noch geschenkt waren, verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit.

Seine Familie war schon früh auseinandergerissen worden. Nachdem er im Jahre 1866 kurz nacheinander Vater und Mutter verloren hatte, starb im Jahre 1880

auch seine Frau Margareth geb. Stoffler, und es blieb ihm nur seine einzige Tochter Anna als treue Pflegerin bis zu seinem am 2. Juli 1900 erfolgten Tode.

Ein guter Mensch und vaterländischer Künstler schloß damals seine Augen zum ewigen Schlummer; das Andenken an diesen verdienstvollen badischen Maler und Volksschriftsteller wird aber dauernd erhalten bleiben, nicht nur in seiner engeren Heimat, sondern überall da, wo echtes, deutsches Volkstum und ihre Pfleger die schuldige Wertschätzung und Beachtung finden.



Wenn ich so einen kleinen runden Kindskopf sehe, so pflege ich immer zu denken: Du wirst mit der Zeit auch noch ein längeres Gesicht machen.

Und doch, wie klein sind die Unfälle, über die wir zuerst die Unterlippe hängen lassen! Wie bald sind jene Tränen vergessen! Ja, die Kinderjahre sind schön, und erscheinen schön und schöner, je weiter uns die Jahre von ihnen entfernen.

Luzian Reich in „Wanderblüten“.